

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Dritter Jahrgang.



Sonabend

(1827. No 27.)

3. März.

Magister Ruffhebers
erstes Sendschreiben über die schöne
Literatur der Neueren.

(Mittheilung von Eduard Silesius.)

(Fortsetzung von No. 26.)

Hätte er weniger gereiset, gelebt, erfahren und gehandelt, und sich statt dessen tiefer in die mystischen Götterschlünde der Transzendentalphilosophie versenkt — wozu ihm ja auf seinen Reisen nach den Wohnstätten der Hierophanten und Isispriester die schönste Gelegenheit offen stand, — er wäre ein anderer Bursche geworden: ein — einer großen Kreuzspinne vergleichbar — mit den feinsten Fäden seines lustigen Selbst einsam idealistisch zwischen Himmel und Erde webendes Halbgottwesen; kurz ein zweiter (oder vielmehr erster) *Novalis* und *Graf Löben*. Als weiterer Beleg diene *Hanns Sachs*. Sind seine knollendicken Poemen nicht profaisch, gemein, antastbar, und mit dem übertriehenen Schmeere der Wirklichkeit besackend, wie die Stiefel über seinem Leisten? — Verträgt sich übrigens die Musengunst mit dem erniedrigenden Geschäfte des Maßnehmens, und durchlöchert nicht der neben dem (unprophetischen) Dreifuße liegende Pfriem nebst der Sohle die schönsten Phantasiebilder seines übrigens passabel begabten Dichtergemüthes? —

Wie poetisch-verklärter wäre *Schiller*, wäre er nicht in der Philosophie, Aesthetik, und gar in der Geschichte so verdammt beschlagen gewesen! Wie vollendet stände *Görhe* da, hätte der traurig Verblendete nicht in allen Zweigen des Wissens und Lebens die seine besten Schwungfedern nothwendig, ausruhpfeife Meisterschaft errungen! Hemmte nicht

die Fülle philologischer und antiquarischer Kenntniß unsern unlängst erblichen Uebersetzungspapa *Voss*, sich — den niederen plastischen Boden seiner Luise verlassend — mit den neueren Romantikern zur luftleeren Höhe und Erhabenheit hinauszuschwingen? Ergo steht die Vortrefflichkeit unserer jetzigen Bodenlosigkeit nicht in der Frage, sondern ist beantwortet und gewürdigt. — In dieser Ruß steckt zugleich der zweite Kern, der da ist: *Mens die Preiswürdigkeit unserer gegenwärtigen Verstandeslosigkeit.* —

Ich rede hier vom Aesthetischen und dessen Praxis; denn bei aller Theorie stecken wir (einer altfränkischen Dame im Festtagskostüm nicht unähnlich) in einer vielfachen Hülle von Divisionen und Subdivisionen, welche allein schon manchem Fremden einen gewaltigen Respekt für die deutsche Gelehrsamkeit einflößen. Aber im Aesthetischen ist die Phantasie gerne die Schlange, die mit ihren bunten Windungen und blickenden Aeuglein das arme Vögelchen „Verstand“ dergestalt bezaubert, daß es der Feindin selbst in den tödlichen Rachen schießt. Ja, es hat sich die Rose der Poesie (um in einem andern Gleichnisse zu sprechen) — in ein Wölkchen von Luft und Duft aufgelöst, aus dem kein profaischer Eucuk mehr das Bild der lieblichsten Blume zusammensümpert. In dieser göttlichen Manier (die man nach der bekannten *Schiller'schen* Eintheilung der Poesie in die naive und sentimentalistische, in die verstandlose und unverständige unterabtheilen könnte) haben unstreitig mehrere deutsche Sänger die Palme errungen. In der letzteren Verzweigung vor Allen ein bekanntes mystisches Genie, das in den lyrischen und dramatischen Ergießungen seiner letzten Jahre die profais-

ſchen Echarten ſeiner früheren haarſcharfen und originellen, wahrhaft ſhakeſpearischen Charakterzeichnung und ſeiner praktiſcheren Lebensanſicht redlich auszuweken gewußt hat. Im Epiſchen verdient ſeinen Triumph der früh verſchollene Sonneberg in ſeinem — zu wenig bekannten — durch Erhabenheit beinahe an den Unſinn ſtreifenden, kolossal „Donatova“ zu theilen, in welchem er offenbar unſern alten ehrlichen Klopſtock überbieten — wollte.

Wir wollten ferner nicht gerne unſerm wahrhaft genialen Novalis den Ruhm ſtreitig machen, in dem Hieroglyphenbuche der deutſchen Mutter Fiſch manches Solium mit entſprechenden Beiträgen angefüllt zu haben. Und ſollte etwa dem Manne, der Alles kann — übrigens dem zur Wirklichkeit gewordenen Vorbilde poetiſcher Klarheit — das Verdienſt, auch hierin als Muſter, nachahmend, aufgetreten zu ſeyn, ſo geradezu abgeſprochen werden? — Meine Wenigkeit begehrte wenigſtens aus ſeinem früheren Fragmente: „Die Geheimniſſe“ und manchen Gedichten aus dem „Weſtöſtlichen Diwan“ eben ſo wenig den Gegenbeweis zu führen, als aus mandem „ApPENDIX“ des unlängſt untergegangenen Komente oder vielmehr Siriuſ zu Vaireuth gerade unumſtößlich zu beweifen, daß der Weinpuſch, deſſen der Unvergeßliche ſich bediente, ein ſehr gewässerter Zuſel geweſen ſey, oder daß der Aufſatz in M. G. Saphir's Gedichten „Abendviſion“ bereitet (Siehe die biſher einzige Auflage: Peſch 1821 pag. 158, den in beſagten Puſche enthaltenen wäſſerigen Theilen ſammt dem darin etwa präzipitirten Brechweinstein durchauſ nicht ſeine Entſtehung verſtanen könne.

In der naiven (d. i. verſtandloſen) Manier gibt es zu viele Preiswerber um mich hier auf eine Enumeration einlaſſen zu können. Die größten unſerer neueren Dichter haben ſie nicht verſchmäht; nur der große Schiller verſagte ihr aus zu gewaltigem Uebermaße profaiſcher Denkkraft eigenſinnig ſeine Huldigung. — Als unübertroffenes Muſter dieſer Art dürfte jedoch das im Frauentaschenbuche vom J. 1820 Seite 412 vorkommende Rückert'sche Karmen „vom Junker Luſt und Fräulein Luſt“ angeführt werden, worin ſogar durch das ewige Einerlei der Reime das ſelige Schaukeln in der Wiege des verſtandloſen Träumens ſo herrlich ausgedrückt iſt. Der neben dieſer breiten Heerſtraße der Poeſie laufende Seitenpfad

für die Profaiſten iſt auch nicht unbetreten; ihn ſchlug nicht ohne Glück mitunter der ſelige Hoffmann ein, wenn er in ſeinen letzten Lebensjahren vom Weinhaufe heimging; ihm zur Seite gaukelte dann, obſchon öfters ſtolpernd, der in Roſendüſten ſchier ertrinkende G. r. Löben, und einige ſittige Damen, vom äſthetiſchen Thee begeistert, vergaßen ſich ſo weit, daß ſie den Nachſchwärmern in der letzten Zeit nachſtatterten. Doch, ſapienti ſat; Ruſſeher will keine Satyren ſchreiben, geſchweige denn ein Vaſquill. — Ich komme nun auf den noch bedeutenderen: 10ten Punkt, nemlich auf unſere beinahe entſchiedene Befreiung von den ehernen Banden der Moral und praktiſchen Nützlichkeit. Unſere Vorfahren kannten dieſe göttliche Ungebundenheit noch nicht. Aus den Gellert'schen Liedern, z. B. „Mein erſtes Lied ſey Dank und Preis!“ — ſo wie leider auch aus den mit größerm Schwunge begabten Klopſtock'schen Oden. Spricht noch ein kindiſch-frömmelnder Sinn. — In dem Uz'schen Theodicee und ſpäter in Tiedge's Urania hat derſelbe bloß ein philoſophiſches Doktorkleid angelegt. Die Haller'schen Lehrgedichte und Stolberg'schen Jarben geben ſich die undankbare Mühe, philoſophiſche und philanthropiſche Ideen poetiſch auszuſpinnen. Sind Leſſing's Fabeln, ſo wie ſein Nathan, etwas anderes, als profaiſche Lehrgerippe, die das ſpärlche poetiſche Fleiſch nicht auszufüllen vermag? — Welche bedauernswerthe Mühe gibt ſich Schiller in ſeinem Spaziergang und Ideal und Leben, die Geſchichte der Menſchheit und die Hypothefe von dem dem Individuum inwohnenden Gotte poetiſch zu verklären, — in ſeinem Glockenliede, durch einen gemeinen profaiſchen Handwerkſtalt zugleich das ganze gewaltige Leben in ſeiner Fülle und Unendlichkeit, in allen ſeinen Beziehungen auf dieſeits und jenseits, durchzuführen? Ja ſogar der große Göthe — der doch mit den Neueren manchmal ſo freundlich Hand in Hand wandelte — beſteckt er nicht eigenhändig die glänzende Tafel ſeines Ruhmes durch dürre moralische Floſkeln, z. B. „edel ſey der Menſch!“ — oder durch ſeinen metriſchen Gartenkallender „Metamorphoſe der Pflanzen?“ —

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß Moral, Poeſie und Werkeltagsleben in drei verſchiedenen, durch chineſiſche Mauern von einander getrennten Regionen haufen; die erſte im Himmel des Gefühls, das letzte auf dem Erdboden des Verſtandes, und endlich die mitt-

lere zwischen Himmel und Erde in dem Aether der Phantasie, wie ihr Sinnbild, der Paradiesvogel. Diese natürlichen und wohlthätigen Scheidewauern wurden nun zu allen Zeiten von excentrischen Seelen und profaischen Köpfen überstiegen, und zum Theile eingestürzt, wodurch eine kaum mehr zu schlichtende gräßliche Verwirrung aller drei Reiche entstand. Ja die Verblendung mancher dieser Halbwahnsinnigen ging so weit, daß sie ihren entsetzlichen Irrthum sogar als unfehlbare Kunsttheorie predigten.

(Fortsetzung folgt.)

M o s a i k.

(Zusammengetragen durch F. K. Föld.)

(Fortsetzung von No. 25.)

An den ehrlichen Hanns Sachs, erließ einst der Rath von Nürnberg, als derselbe zu den Figuren in „Ossanders wunderlichen Weissagung“ (Nürnberg 1517) Reime gemacht hatte, folgende Weisung: „da solches seines Amtes nicht sey, ihm auch nicht gebühre, so sey eines ehrsamten Rathes Befehl, daß er seines Handwerkes und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einige Büchlein, oder Reime ausgehen zu lassen; dießmal wolle man die Strafe bei sich behalten, doch mit offener Hand sie nach Gelegenheit vornehmen.“ — Wie viel solche Befehle dürfte heut zu Tage der ehrsame Rath von Nürnberg wohl ergehen lassen?

Die Aerzte in Portugal verordnen fast allen ihren Kranken — Bäder. Und das ist gut, denn wenigstens neun Zehntel der Frauen dort würden sonst nach der Taufe keine Wasserreinigung erhalten. Selbst des Morgens wäscht sich eine Portugiesin nicht anders, als daß sie den Zipfel ihres Schuupstrüchels mit Speichel befeuchtet, und dann damit im Gesicht herum fährt.

Wenn man von der Schweiz reden hört, hält man sie immer in der Idee für ein Land. Ist man aber in der Schweiz, so glaubt man jeden Augenblick in einem andern Lande zu seyn. Man frühstückt z. B. in Solothurn unter lauter Katholiken; zu Mittag ist man in Wien unter lauter Protestanten. Was dort der wahre Glaube ist, ist im nächsten Dorfe Ketzerei. Hier kommt man blos mit der französischen Sprache fort; zwei Stunden weiter verstehen die Leute nur deutsch, und beugt man ein wenig seitwärts nach Graubünden ein, so hört man nur die romanische Sprache, die von der lateinischen, deutschen und französischen keine Spur zeigt. Eben so verschieden sind aller Orten, Sitten, Kleidung, Regierungsform. In Bern ist Aristokratie, in Graubünden Demokratie; in Lucern gibt's bigotte Katholiken, und im Waadtlande eifrige Calvinisten. Alle Stunden ist ein anderes Leben, eine andere Denkungsweise.

Der junge Sforza, ein Landmann, ackerte (1426) im Felde, als Werber vorbeizogen, und ihm Dienste zu nehmen, anboten. Er stand in Zweifel. Endlich beschloß er, das Loos zu befragen. „Ich will meine Radhaxe auf diese Eiche werfen,“ sagte er; „bleibt sie oben auf dem Baume, so ist es Gottes Wille, daß ich Soldat werde!“ Und sie blieb an einem Zweige hängen. Sforza ward Soldat, Condottiere, Fürst. Als sein Enkel sich mit dem Paul Giovio unterhielt, und ihm alle Herrlichkeiten des Pallastes zu Mailand zeigte, rief er: „Alle diese Schätze, alle diese Pracht verdanke ich dem Zweige, welcher die Haxe meines Großvaters aufhielt.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Ofen, 25. Februar 1827.

(Beschluß von No. 26.)

Herr Hellmann ist zum Rittmeister von Erlau geschaffen und nach ohne allem Tadel als Held des Stüdes hervorgehoben. Madame und Demoiselle Nitsch als Frauen von Erlau und Sophie verdienen nicht minderes Lob. — Selbst die kleine Lina Elawick zeigte als Frisch viel Anlage zur künftigen Künstlerin. Herr Courcier ersprach allen Zer-

derungen als Bauer Michel, verdarb jedoch die Rolle des Wachtmeisters Felle, weil er sie nicht gehörig memoriert hatte: ein Versehen, dessen er sich noch nie schuldig gemacht haben soll. Dem Hölner würde als Bäuerin Anna genügt haben, wenn sie weniger jugendlich erschienen wäre, und Herr Gebholz füllte seinen Platz als Wacht-Offizier — dem Ganzen entsprechend — aus. Das Publikum sollte ungetheilten Beifall, der noch schöner aus den Thränen sprach, die ich über manche Wange bei den herzergreifenden Scenen herab-

rollen sah, und ich fand mich entschädigt für eine dreithalbhäufige Trennung von Kunstgenüssen höherer Art, indem ich mich wie vorbereitet fühlte, des vielen Guten und Schönen froh zu werden, das auf den Bühnen in Ofen und Pesth der Vollkommenheit raslos zustrebet.

Nun noch etliche Seiten zur Berichtigung eines groben Gerthums! Unterwegs kam mir zufällig der heutige Jahrgang des in Wien bei Karl Nembruster erschienenen „Allgemeinen Kalendariums für alle Bewohner des österr. Reichs Kaiserstaats“ unter die Hände, worin es Seite 49 unter dem Artikel „aus dem VII. Bande des k. k. polytechnischen Instituts in Wien“ heißt, daß die Schiffbrücke, welche Peterwardein mit Neufas verbindet, erst 1826 gebaut worden sey und aus 52 Schiffen bestehe. Es ist kaum zu glauben, daß diese unsatthafte Aufzeichnung wirklich in den eben genannten Jahrbüchern Statt gefunden habe. Die erwähnte Brücke ist schon 1788 neu erbaut, und im vorigen Jahre sind bloß die alten schadhaft gewordenen Schiffe gegen andere vertauscht worden, die im Verlaufe mehrerer Jahre, um den Kostenaufwand dem Staatsfiskus minder lästig zu machen, verfertigt wurden. Uebrigens besteht die fragliche Brücke nicht aus 52 sondern nur aus 32 Schiffen, und was weiter daran merkwürdig ist, kommt im vorigen Jahrgange der Preis in einer Korrespondenznachricht von mir vor. Ich muß nur noch hinzufügen, daß das Ganze deshalb sehr vielen Vorzug vor andern derlei Werken verdient, weil es — bloß durch Streife und Ketten zusammengehalten — dennoch der reisenden Strömung von Süden nach Norden, dann auch den, die Brücke mit wüthender Gewalt stromaufwärts zu drängen suchenden, sehr häufigen Nordwinden widersteht: was eine besonders rege Aufmerksamkeit von Seite des Aufsichtspersonals erfordert.

J. B. v. Vitali.

Kaschau, 25. Februar 1827.

Der lang ersehnte 1ste Februar erschien, und mit ihm das Vergnügen einen eben so angenehmen, als imposanten Anblick zu genießen; es war die zweite, für diesen Tag bestimmte in a b k i r t e Cavalcade. Es dürfte nicht übertrieben seyn, wenn man behauptet, daß bei dieser wahrhaft brillanten Darstellung die Erfindungskunst, mit dem wirklich ausgezeichneten Geschmack wetteiferte, welchen fast jede Maske für sich bezeichnete; und da ein schöner heiterer Wintertag es Jederman möglich machte, an dieser Unterhaltung Theil zu nehmen, so wurde dieselbe auch allgemein.

Um 11 Uhr Morgens versammelten sich alle Teilnehmer in der hiesigen adelichen Reitschule, wohin auch die Reitpferde geführt, alle zur Maskerade gehörigen Wagen gefahren wurden; so, dann geschah die Eintheilung; Jeder erhielt seinen Platz, und seinen Gefährten. Das Ganze bestand aus vier Abtheilungen. Die erste war Stephanis Kunstceiter-Gesellschaft, die zweite, Menagerie des Herrn van Alen, die dritte eine Judenhochzeit, die vierte Don Quirotte und Sancho — Panza. Die Hochzeit wurde vorausgeschickt, dieser folgte eine Viertelstunde später Stephan, dann van Alen, endlich Don Quirotte.

In der Hauptstraße vereinigten sich alle vier Abtheilungen, und so ging es in der größten Ordnung unter Begleitung eines Heeres von Menschen im Schritt vorwärts, und zwar:

An der Spitze lief ein Laufer, diesem folgte ein reich gekleideter Courier zu Pferde, dann die türkische Musik, alle beliebten Märsche und sonstige Musikstücke Stephanis spielend. — Nun erschien der Pseudo — Stephan selbst in rother Galla Uniform, (ganz kostümiert, wie es der wirkliche stets bei seiner Anwesenheit hier war) auf einem prächtigen Araber sitzend; diesem folgten zwei Mameluken reich gekleidet — Herr Price an Madams Seite, dann noch vier Kunstceiter sämtlich in rother Uniform, paarweise. Zwei Zwergen auf Konstante Pferden, der Bajazzo auf einem von Herrn Gautier erkauften kleinen Pferde, welches alle von seinem ursprünglichem Herrn erlernten Künste produzierte, hierauf kamen zwei Kosaken, dann drei Mohren türkisch gekleidet auf schönen Siebenbürger Hengsten reitend, hinter diesen ritten ein afrikanischer Mohrenfürst mit einem Amerikaner. —

Den Anfang der zweiten Abtheilung machte van Alen zu Pferde in Galla Uniform begleitet von zwei reitenden Pavian's, die auf Befehl ihres Herrn verschiedene possierliche Künste machten, dann fuhr der Menagerie Wagen tuschirt von einem Wären, auf dem Zubewerke selbst waren abgetheilte Gitterbehälter, hinter welchen verschiedene Thiere sichtbar waren, ganz eben saßen ein paar schöne Papagenen, einer hiesigen Dame gehörig. — Dieser Abtheilung folgte die Judenhochzeit: In einem schönen mit Blumengrünlandern verzierten Wagen fuhr die Braut *) eben so originell, als reich gekleidet in Gesellschaft des Bräutigams, der Kranzjungfer, und dem Brautführer, hinten stand ein Jude, auf dem Bocke saß der Pierdelenker, ebenfalls ein Jude. Hinter diesem Wagen fuhr ein anderer mit Zigeunermusik, die zur Hochzeit gehörte; beide Wagen waren mit Juden zu Pferde umringt, worunter der Oberabbiner die Hauptrolle spielte. —

(Beschluß folgt.)

*) Diese wurde, so wie Madame Stephan und die Kranzjungfer von 3 Herren vorgestellt, deren Gestalt und Physiognomie gänzlich ihren angenommenen Rollen entsprach.

Musikalische Anzeige.

Der zwölffährige Knabe Stephan Keller, welcher seit längerer Zeit von hier abwesend war, durch seine herrlichen Leistungen auf dem Pianoforte in verschiedenen ausgezeichneten Konzerten früherer Zeit aber gewiß in jedes Kunstfreundes Erinnerung lebt, ist nun in seine Vaterstadt zurückgekehrt und wird vor seiner vorhabenden Kunstreise in das Ausland Sonntag den 11. März im Saale zu den sieben Churfürsten eine musikalische Akademie zu geben die Ehre haben. Da der Knabe einen sechzehnmonatlichen Aufenthalt in Wien benützt hat, um unter Leitung der rühmlichst bekannten Tonkünstler E. Czerny und A. Salim sein reiches Talent zur geistmöglichten Ausbildung zu bringen, und hievon auch bereits in einigen öffentlichen Konzerten in der Kaiserstadt, nach den in bestigen Blättern erschienenen Beurtheilungen die ehrenvollsten Beweise abgelegt hat, so dürfen alle Freunde der Tonkunst von diesem Konzerte einen ganz vorzüglichen Kunstgenuss gewärtigen, und man erregt mit Vergnügen die Gelegenheit hierauf aufmerksam zu machen.